

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 13

Artikel: Volk der Wälder
Autor: Herrlich, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volk der Wälder.

Von Eingeborenen und Fischen in Ostsibirien.

Von Dr. Albert Herrlich.

Es wäre zuerst vom Fisch zu sprechen. Er ist der Anfang, er war zuerst in den Flüssen und Seen der ostibirischen Taiga. Nach ihm kamen die Menschen, die seiner bedurften, die ohne ihn nicht leben könnten in den menschenfeindlichen Regionen des ewigen Waldes.

Dort, wo der große Amur sich seiner Aufgabe als Sibirischer Fluß wieder entzündet und in jähem Bogen nach Norden entsteilt, liegt Chabarowsk, das werdende Zentrum des Fernen Ostens. Die Stadt ist Mittelpunkt der Handelswege des „Dalnewostotschnye Kraj“, des Fernöstlichen Gaus. Mit wahrhaft amerikanischem Tempo sind die Bauten der letzten Jahre aus dem Boden gewachsen. Sie geben der erhöhten Hauptstraße eine imposante Silhouette. Dort aber, wo sich talwärts die letzten Hütten verlieren, ist noch ganz das alte Chabarowsk, das als Tauschplatz der mandschurischen Händler vom Sungari, der Eingeborenen des Amur und Ussuri entstanden ist und dessen Wochenmarkt noch immer ein buntes Völkergemisch anzieht.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war Chabarowsk ein verlorener Grenzposten des großen russischen Reiches. Auch als es 1880 Hauptstadt des Primorje = Küsten = Gouvernements wurde, änderte sich daran nicht viel. Im Amur- und Ussuriland hatten die Russen nicht viel zu

sagen. Hier herrschten die Chinesen. Sie hatten das Land unter sich aufgeteilt, und jeder Händler regierte wie ein König in seinem Reich. Er kaufte von den Eingeborenen das wertvolle Pelzwerk zu Preisen, die er dictierte, und verkaufte es wieder mit zehn- und zwanzigfachem Nutzen. Und er bezahlte nicht mit Geld, er lieferte Waren dafür, billiges Schundzeug, Blechwaren als Silberschmuck und vor allem Chanschi-Branntwein, den chinesischen Schnaps.

Die Eingeborenen des Amur-Ussurigebietes bilden nach Kopfzahl circa drei Prozent der Gesamtbevölkerung. Einstmals beherrschten sie das ganze Gebiet. Sie waren so zahlreich, daß nach ihren Berichten „die weißen Schwäne auf ihrem Flug vom Imperatorhafen zur St. Olga-bucht vom aufsteigenden Rauch der Turten schwarz gefärbt wurden“. Sie kamen aus dem Innern Zentralasiens und breiteten sich in aufeinanderfolgenden Wellen nach Norden und Nordosten aus. Die stärkere oder geringere Vermischung mandschurisch-tungusischer Stämme mit den Altasiaten verursachte die Entstehung der verschiedenen Völker, der Golden, der Udechsen, der Orotschonen, der Giljaken und anderer. Heute sind es nur noch die durch die Geschenke der Zivilisation, Schnaps und Syphilis reduzierten Überreste, die sich tiefer in die Flüßtäler, weiter in die Taiga zurückgezogen haben.



Goldenhütte, sogenannte „fanse“, mit dem typischen, abseits stehenden Kamin.

Keine geringe Schuld an dem Untergang dieser Völker haben die Russen. Während der Chinesen an der Existenz seiner Milchkühe noch einigermaßen interessiert war, stürzten sich die Russen hemmungslos auf das gewinnbringende Geschäft und beuteten die gutmütigen und naiven Kinder des Waldes skrupellos aus.

Seit einigen Jahren ist diesem Geschäft nun ein Ende gesetzt. Der Raubbau in der Taiga machte sich bemerkbar: Zobel, Fuchs und Bär wurden immer seltener. Schließlich kam die Monopolisierung des Handels. Nur mehr vereinzelt wagen noch chinesische Schleichhändler ihre ehemaligen Kunden zu besuchen.

Man bemüht sich jetzt nach Kräften, die früheren Sünden an den Eingeborenen wieder gut zu machen. Man schickt Expeditionen, errichtet Schulen, stationiert Ärzte. Man hat den Verkauf des Schnapses verboten. Aber was haben die paar tausend Menschen noch von der Zukunft zu erhoffen? Die Indianer Nordamerikas, zu welchen viele verwandte Züge hinweisen, geben die Parallele. Die Zivilisation ist aller Untergang, mit oder ohne Humanität. Nur wenige Stämme Nordasiens, wie die Tschukten, sind kräftig genug, sich gegen die Russifizierung zu behaupten.

Zehntausend Kilometer liegt Chabarowsk von Moskau entfernt, und neun Tage quält sich der Express durch die weite sibirische Landschaft. Damit wäre das Argste überstanden — meint man optimistisch in Moskau und behandelt alles weitere als kleinen „Spaziergang in die Umgebung“. Die paar hundert Kilometer zu den Golden, die wir besuchen wollen, sind aber hindernisreicher als die transsibirische Bahn.

Man wartet auf den Dampfer, tagelang, mit der bereits gelernten Geduld, die weiß, daß Fahrpläne feindliche westeuropäische Einrichtungen sind, die der echte Russen verachtet. Doch die Fahrt entschädigt dafür reichlich. In Erinnerung kommen unsere großen Ströme, der Rhein, die Donau. Ufer und Wasser, Landschaft und Fluß sind uns eine in sich geschlossene Einheit, eines zum anderen gehörig. Doch hier verlassen uns all die gewohnten Begriffe. Dies ist kein Fluß, das ist ein wandernder See. Am Horizonte imponiert ein grüner Streifen als Ufer, bis man nach stundenlanger Fahrt entdeckt, daß es nur eine Insel war und dahinter wieder Wasser und Wasser die Begrenzung ist.

Sitzt man in einer Amurstation, die Troitskoje oder Orlowskoje oder sonstwie heißt —

mit ihren regellosen grauen Haufen Bretterhütten gleichen sie einander wie ein Ei dem andern —, so hat man den angenehmsten Teil der Expedition hinter sich. Die Siedlungen der Golden liegen an den Nebenflüssen des Amur, oft nicht weit von der Dampferstation entfernt. Aber es gibt keinen andern Weg durch Dschungel und Sumpfe dorthin, als auf dem Wasser. Man sitzt darum und wartet wieder geduldig auf ein Goldenboot. Nur die Eingeborenen verstehen es, mit ungemeiner Geschicklichkeit ihre schmalen und flachgebauten Kanus, die „Bats“, gegen die Strömung nach oben zu bringen. Untiefen, Stromschnellen, Klippen sind keine Hindernisse. Mit Stangen und kurzen Ruderhölzern wird das Boot vorwärts getrieben. Allerdings nimmt es Zeit in Anspruch. So viele Stunden abwärts, so viele Tage nach aufwärts, ist an manchen Stellen die einfache Rechnung.

Oft wartet man auch wochenlang vergeblich, im Frühjahr oder Herbst, wenn Regen und Stürme jede Verbindung unmöglich machen. Ist es aber Sommerzeit und trübt kein Wölkchen den Himmel, so kann der Alarmruf „der Fisch kommt“ zu weiterer Resignation zwingen, denn für keine Summe Geldes wären dann Boot und Ruderer zu erhalten.

Wir besuchen die größte Goldensiedlung des unteren Amurbezirkes, Naicha am Fluß Unnuij. Ursprünglich lag das Dorf am Amur. Einige zerfallene Hütten kennzeichnen noch das frühere Standlager. Hier aber waren einst die Blättern ausgebrochen — ebenfalls ein Geschenk der Zivilisation —, und alles erlag der schrecklichen Krankheit. Aus Furcht vor dem Dämon des Ortes bauten die Golden einige Werft weiter oben und meiden seither ängstlich den alten Platz.

Naicha zählt dreißig Hütten, eine ansehnliche Zahl. Wären wir alte Sibirienfahrer, wir hätten die Bedeutung und Größe des Ortes schon eine Stunde vor der Ankunft erkennen müssen: am vielfältigen Begrüßungsgeheul der halbtausend Schlittenhunde und dem penetranten Fischgeruch, den der Wind von Zeit zu Zeit beschert.

Sicher ist der Besuch von Europäern in Naicha kein alltägliches Ereignis. Doch niemand belästigt uns, mit einer gewissen Würde, die man oft bei diesen Naturkindern findet, vermeiden sie jede zudringliche Neugierde. Ungestört kann man Leben und Treiben beobachten. Die Farbigkeit der äußeren Erscheinung



Vor der „Fanse“.

überrascht. Das dunkle Braunrot der Gesichter, die bunte Kleidung vermitteln sofort den Eindruck nordamerikanischer Rothäute. Nur die kurze Schädelform, die hervortretenden Backenknochen, die eingedrückte Nase, die weit auseinanderstehenden Augen mit der typischen Mongolenfalte kennzeichnen die Artverschiedenheit. Die Gestalt ist gedrungen, Hände und Füße auffallend klein. Die pechschwarzen, strähnigen Haare tragen Männer wie Frauen in kurzen Zöpfen, die fest mit roten Schnüren umwickelt sind. Hauptbestandteil der Kleidung ist ein hemdartiges Wams aus Tuch oder gegerbter Fischhaut. Alle Säume, der Gürtel, Ärmel und Hosen sind mit breiten Streifen benäht, die bunte, rot und blaue Ornamentierung tragen. Armbänder, kleine Messingblättchen und ähnliches, sind ein beliebter Schmuck, häufig sieht man auch noch Ohr- und Nasenringe. Als wesentlich für den Gesamteindruck wäre noch die Pfeife zu bezeichnen, die Männer, Frauen und Kinder mit gleicher Leidenschaft rauchen.

Früher wohnten die Golden ausschließlich in Jurten. Jetzt benützen sie diese nur mehr auf der Jagd, beim Fischfang, zur Zeit der Wanderung. Sonst leben sie in den sogenannten Fansen. In dieser Wohnweise macht sich der starke chinesische Einfluß im Amur-Ußurigebiet geltend. Die Fansen sind Holzhütten, innen und außen mit Lehm verputzt, das Dach mit Stroh oder Schilfrohr gedeckt. Eigentümlich ist der hohe abseits stehende Kamin. Man kann ohne Scheu das Innere der Fanson betreten. Es existiert nur ein Raum. Nahe der Tür die Rückenseite mit der Feuerstelle. Die Wohnabteilung bilden die mattenbedeckten, etwa kniehohen Kangs, die nur ein kleines Viereck Fußboden in der Mitte freilassen. Sie dienen zum Tagesaufenthalt wie nachts als Schlafstätten für die ganze Familie.

Menschen und Häuser sind interessante, aber nicht die unvergesslichsten Erinnerungen an Naicha. Dieser Vorzug gebührt Schlittenhunden und Balaganen. Die Schlittenhunde brau-

chen sie im Winter. Von der Nordlinie der Taiga ab, die hier dem Rentier die südliche Grenze setzt, ist der Hund das unentbehrliche Zugtier. Feder Golde hat ein Rudel von 8 bis 15 Stück. Jetzt im Sommer liegen sie an der Sonne, satt und zu faul, auch nur einen Schritt aus dem Wege zu gehen. Nur in der Nacht, beim Mondchein werden sie lebendig, zum gemeinsamen Heulkonzert, das im Verein mit den Mückenschwärmen jeden Schlafversuch fläglich scheitern lässt.

Die Balagane sind das andere Übel. Sie leiten über zum Thema „Fisch“, und es soll mit der Wichtigkeit behandelt werden, die es im Leben dieser Eingeborenen spielt.

Der Lebensraum der Golden wie auch der anderen Amurstämme ist Taiga und Fluß. Die Taiga ist ja ein ideales Jagdrevier, und der Eingeborene zobelt leidenschaftlich gerne, aber zum Leben wäre der Ertrag des Pelzwerkes oder die Ausbeute an Fleisch viel zu gering. Für das Leben sorgt der Fisch. Dies ist nicht irgend ein Fisch, sondern der Lachs. Und nicht irgend ein Lachs, nicht der „Krafnaja“ Samtschatskas, nicht der „Garbuscha“, nicht der „Kisutsch“, der Winterfisch, sondern der Fisch des Amurlandes ist der zirka dreiviertel Meter lange „Keta“.

Wie der Aal zu seiner Fortpflanzung das Meer auffsucht, so wandert der Lachs zum Laichen den umgekehrten Weg: Aus dem Meer in die Flüsse und Seen. Diese regelmäßigen jährlichen Züge des Lachses haben in Ostibirien eine eminente Bedeutung. Man kann sagen, die menschliche Besiedlung des Landes ist dadurch erst möglich geworden; keine andere Wirtschaftsform könnte in den Wäldern und Sümpfen existieren. Doch nicht nur Ostibirien lebt von dem Lachs, für ganz Russland spielt der Ausfall der Lachsfischerei eine Rolle. 50 bis 60 Prozent der Lachs ausbeute gehen jährlich nach Japan, der Rest ist wichtige Exportware für Amerika oder Europa oder wird im Inland verbraucht.

Anfang September jeden Jahres gerät der Amurbezirk in Aufregung. Von Chabarowsk bis Nikolajewsk fiebert nur die eine Frage: wann kommt der Fisch? Die Kähne sind hergerichtet, die Netze ausgebessert. Die Eingeborenen in der Taiga, die Russen in den Amurdörfern, alles wartet und wartet. Die Konservenfabriken in Nikolajewsk haben die Hilfstruppen eingestellt, die Schlepper in Chabarowsk sind unter

Dampf, die Frachtfähne mit den großen Einfässern an Ort und Stelle gebracht. Alles wartet und wartet. Endlich signalisiert Nikolajewsk die ersten Scharen. Und dann kommen sie, die Millionen. Langsam rücken sie den Fluß aufwärts. Der Telegraph spielt hin und her. Marinisk meldet, dann Orlowsk. Die Dörfer werden leer. Männer und Frauen, Greise, Kinder und Hunde, alles ist am Fluß. Tag und Nacht wird gefischt. Ein Taumel hat alle ergriffen. Vom Fisch reden sie, vom Fisch denken sie, vom Fisch träumen sie wohl auch.

Am unteren Amur wird mit dem Treibnetz gearbeitet. Die Lachse verhängen sich und werden nachher mit einer Stange totgeschlagen. Der Fisch wird an Land sofort aufgeschnitten, und die beiden Hälften werden nach der „Plast“-Methode in Fässer gelegt (oder der ganze Fisch wird nach der „Kolotka“-Methode), eingesalzen und zum Weiterversand nach Chabarowsk oder zur Weiterbehandlung nach den Konservenfabriken verfrachtet. Sind es viele Fische, wie dieses Jahr, dann reichen die Fässer nicht mehr aus. Man nimmt alte Kähne, oder man salzt sie einfach auf der Erde nach der alten japanischen Art. Die Eingeborenen werfen den Übersegen oft in eine Grube und decken sie mit Erde zu. Nach einem Fäulnis- und Gärungsprozeß entsteht der „Kisla“; ein eßlicher Brei, der als Hundefutter Verwendung findet.

An der Flüßmündung sind die Lachse dick und fett. Aber auf ihrem langen Weg nehmen sie keinerlei Nahrung zu sich, und bis sie zu den Golden kommen, sind sie mager, und die Schnauze ist spitz geworden. Die Golden müssen darum die doppelte Menge fangen, um das gleiche Quantum zu erhalten. Sie fischen im Kollektiv, mit dem großen Netz, dem „Netz“. Das eine Netzende wird am Ufer festgehalten, das andere rasch in den Fluß hinaus gerudert und im großen Bogen wieder zurückgebracht. Ein Netzwurf ergab sonst einige hundert Lachse, heuer sind es oft 2—3000. Das Netz droht zu sprengen, alles stürzt sich in den Fluß, und mit Händen und Knüppeln geht es auf die Fische los. Sind die Boote bis zum Rande voll, dann fährt man sie zu den Trockengestellen, den Balaganen. Den Fisch übernehmen jetzt die Frauen. Schnauze und Augen werden noch vorher als besonderer Leckerbissen verzehrt. Man weidet ihn aus, sammelt die Eier, den „Ikra“, den roten Kaviar. Von besonders großen Lachsen präpariert man die Haut zum Gerben. Schließ-

lich wird der Fischleib in verschiedener Form, im ganzen oder in einzelnen langen Streifen, leicht gesalzen oder roh, zum Trocknen an die Balagane gehängt. Jetzt ist er zum altberühmten „Jukkola“ avanciert.

Das Goldendorf ist nicht die letzte Leidensstation der Lachse. Noch immer wandern sie in einer dichten Mauer. Die Flüsse sind nun schmäler, das Wasser weniger. Die Fische stehen Seite an Seite, stauen sich vor Hindernissen, neue Scharen drängen nach, und Berge zappelnder, glänzender Fischrücken heben sich aus dem Wasser. Ein geheimnisvoller Drang treibt die Lachse nach oben. Aber sie werden von der langen Wanderung schon müde. Sie können kaum noch gegen die Strömung an. Mit der Hand kann man sie mühelos im Wasser fassen. Das Ufer ist eingefäumt von faulenzen und stinkenden Kadavern. Bär, Wildkatze, Fuchs und Wolf, alles Getier des Waldes ist jetzt an den Fluss gekommen. Mit den Täzen schlagen sie sich die Fische bequem aus dem Wasser. Fremde, hier selten gesehene Raubvögel sitzen in Scharen auf den Bäumen. Sie folgten den Lachsen schon seit Beginn ihrer Wanderung aus dem Meer.

Nach zwei, drei Wochen ist jedoch der Segen schon wieder vorbei. Von dem Zug der Millionen treibt ins Meer zurück ein fläglicher Rest sterbender, halbverfaulter Tiere.

„Paradiesisch“ ist filmvorschriftsmäßig zwar

nur der Südseestrand mit den singenden Eingeborenen und den ewig fädelnden Kokospalmen. Der Dschungel am Amur fällt dagegen sehr ab, hin und wieder aber könnte der Golde, was den Segen der Natur betrifft, auf dieses gesetzlich geschützte Attribut Anspruch machen. In einer Woche fängt er den Nahrungsvoorrat für das ganze Jahr. Sind seine Balagane voll, so hört er mit dem Fischen auf, und wenn der Lachs noch wochenlang geht. Er meint, für ihn und die Seinen sei es damit genug, mehr braucht er nicht. Er kann nun faulenzen oder auf die Jagd gehen.

Doch leider meint es die Sonne am Amur nicht immer so „paradiesisch“. Eine Woche hängt der Jukkola schon, jetzt plötzlich kommt Regen. Einen Tag kann er es ja vertragen und auch zwei, aber es sieht nicht nach einem baldigen Ende aus. Die Golden kommen in Sorge. Kann der Jukkola nicht drei Wochen trocknen, so ist er verdorben. Die Folge wäre Hungersnot für ein ganzes Jahr. Wohl verteilt die Regierung in Chabarowsk in solchen Fällen Lebensmittel, und die Schrecknisse der früheren Hungerszeiten drohen nicht mehr. Doch sind diese Liebesgaben nur ein geringer Ersatz des gewohnten und geliebten Fischvoorrates. Für alle Fälle holt man jetzt den Schaman. Er ist die letzte Instanz bei drohender Not.

Dem Namen nach waren die Eingeborenen



Beim Lachsfang: Das Netz wird eingezogen.

alle Christen. Doch ihren alten Naturgeister-glauben haben sie sich immer noch bewahrt, ja er ist heute, nach Erlöschen des Einflusses der Kirche, mächtiger als zuvor. In jeder Hütte hängen die Zauberamulette. In der Ecke steht das „Panju“, die Verkörperung der Toten. Man opfert ihm, bis der Schaman die Seele endlich in das Geisterreich entführt. Der Schaman ist der Priester, der berufene Vermittler zwischen den zahlreichen guten und bösen Geistern, mit denen der Golde seine Berge, Wälder, Flüsse und Seen bevölkert. Nur er kann zu ihnen sprechen, er kann auch den Wettergeist besänftigen und den Zufkola retten.

Abends kommt der große Zauberer. Er ist immer auf Reisen, denn er ist der mächtigste des Amurbezirkes, und man braucht ihn viel in diesen schweren Zeiten. Er wird die Nacht über im größten Haus des Dorfes tanzen, er wird die Windgeister rufen und die Regenwolken vertreiben. Wir sehen nicht mehr den hohen Herrn in seiner Tracht mit den vielen Pelzquasten und bunten Schnüren, den Messingglöckchen, Vogelkrallen und den flirrenden Eisenstäben am Gürtel. Doch weit in die Nacht hinaus, über das Rauschen der Taiga und der Wasser hören wir seinen klagenden Gesang und den dumpfen Wirbel der Zaubertrumme.

Neues Hoffen.

Frühling weckt verzagtes Hoffen,
Das in uns verborgen ruht,
Was uns auch für Leid betroffen,
Rüstig kehrt der alte Mut.

Wenn die jungen Knospen treiben
Wiederum vor unserm Blick,
Kann das Herz zurück nicht bleiben,
Und es sucht verlorne Glück.

Martin Greif.

Das kluge Mädchen.

Ein russisches Geschichtchen.

Es war einmal ein Knabe. Dem waren Vater und Mutter früh gestorben. Er war noch jung und wenig entwickelt. Darum nahm ihn ein Onkel zu sich und zog ihn auf.

Als der Knabe in dem Alter war, daß er seine Schafe hüten konnte, wollte er einmal seinen Verstand auf die Probe stellen. Er rief ihn zu sich und sprach:

„Führe deine Herde auf den Markt, so, daß deine Schafe und du selber genährt sind, und daß du mir die Herde zurückführst, ohne daß auch nur ein einziges Tier fehlt.“

„Wie beginnen?“ fragte sich der Waisenknabe.

Als er seine Schafe auf die Weide getrieben hatte, setzte er sich an den Rand des Wegs und fing an nachzudenken.

Ein schönes Mädchen, das des Weges kam, blieb vor ihm stehen und fragte ihn:

„Was finnst du, schöner Knabe?“

„Woran ich denke? Mein Onkel hat mir ein Rätsel zu lösen gegeben, das ist so schwer, daß ich mir umsonst das Hirn zermartere, ich löse es nicht.“

„Laß mich dein Rätsel hören!“

„Er hat gesagt: Führe deine Herde auf den Markt, so, daß deine Schafe und du selbst genährt sind, und daß du mir die Herde zurück-

führst, ohne daß auch nur ein einziges Tier fehlt!“

„Dies Rätsel ist nicht schwer zu lösen,“ erwiderte das Mädchen. „Schere deine Schafe, trag' ihre Wolle auf den Markt und verkauf sie. Dann bleibt deine Herde ganz, und vom Erlös der Wolle kannst du dich und die Herde ernähren.“

Der Knabe dankte dem Mädchen und befolgte seinen Rat in allen Teilen. Als er heimkam, übergab er dem Onkel das Geld, das er gelöst hatte.

„Sehr gut“, sprach dieser, „aber ich glaube, mein Sohn, daß du dies nicht aus deinem eigenen Hirn gezogen hast!“

„Das ist wahr“, sagte der junge Hirte offen, „ein schönes Mädchen, das des Weges zog, hat mir diesen guten Rat gegeben, und ich habe ihn befolgt.“

„Warum hast du dieser klugen Jungfrau nicht den Vorschlag gemacht, daß sie deine Frau werde, denn ich fürchte, du wirst Mühe haben, durchs Leben zu kommen, ein armer Waisenknabe ohne einen Heller und ohne viel Verstand.“

„O, nichts hätte ich das Mädchen lieber gefragt als sie zu heiraten!“

„Gut“, sprach der Onkel, „tu mir noch einen